

ing nicht schon seit Monaten beendet, und mußte Jeanne's  
Präsenz nicht bereits lange eimen, gab es glücklicher, sei es un-  
glücklicher Ausgung genommen haben? Wieviel! Ich war  
müher selbst liegen letzte ich das Leben, Bewegung, ihren Aufent-  
halt zu erröthen, und schon den Brief einbändigen. Ich  
sah mich nicht, und den Wohlthut Ihrer Eltern konnte ich nicht.  
Daher wir doch während unserer kurzen Waisenbrüderchaft, die  
leders über die den Waisen einer solchen hinausging, und wie  
ich hoffe, zu einer dauernden Freundschaft werden wird, mit  
über unsere häßlichen und privaten Verhältnisse gesprochen.  
Freilich kam mir eine Zeitungsnotiz unter die Augen, nach wel-  
cher ein Professor Waldes zum wissenschaftlichen Begleiter einer  
afrikanischen Expedition ernannt war, aber Sie hätte ich be-  
deutender vermuthet. Ich traute Ihnen, offen gestanden, bei Ihrer  
Tugend noch nicht einen so bedeutenden Wirkungskreis zu. —  
Nach dieser Richtung hin also kam ich nicht zum Ziele, dagegen  
drängte es mich, meine Unwissenheit über Jeanne's Schicksal  
theilhaftig zu sehn, und gerade war ich im Begriff, mich dierelbst  
brieflich an Ihren Vater zu wenden, als mir zufällig ein Pariser  
Journal unter die Hände geriet. — (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

[illegible]

Der Einfluß besserer Wohnräume für die Gesundheit wird allgemein anerkannt, ohne daß man bis jetzt einen positiven Grund dafür erkennen könnte. Jetzt haben nun bakteriologische Untersuchungen gezeigt, daß die verschiedensten Arten von Bacillen, und darunter die der Cholera, des Typhus und anderer Krankheiten, im Licht nicht leben können. Es ist dies u. a. durch einen sehr hübschen Versuch experimentell nachgewiesen worden. In eine flache Glaschale, auf deren Boden, aus schwarzem Papier ausgeschnitten, das Wort „Typhus“ geklebt war, wurde Fleischpeptonagar — also der beste Nährboden für Bacillen, welcher mit Bacillen erfüllt war, ausgesetzt. In der Chale, welcher die Schale umgeben war, die Buchstaben aus schwarzem Papier oben und unten, dem Sonnenlicht ausgesetzt. Darüber waren alle Bacillen, welche unter den schwarzen Buchstaben waren, im Schatten, und nach 24 Stunden sah man, daß an den vom Sonnenlicht getroffenen Stellen die Bacillen sämtlich zu Grunde gegangen waren, während sie sich an den dunklen Stellen sehr üppig entwikelt hatten, jedoch als das Wort Typhus (ich) dagegen niedergab. Wir haben also in dem Sonnenlicht einen tödlichen Verbündeten in dem Kampfe gegen die Bakterien, und wir wissen jetzt auch, weshalb helle, sonnige Wohnungen so gesund und fruchtbringend sind, und weshalb die Bakterien, welche sich sehr frühzeitig auf der Erde ausbreiteten, durch die Sonnenstrahlung der Flüsse hierdurch theilweise zerstört wurden. Selbsttötung der Bakterien durch Sonnenlicht. Welche Bedeutung diese Beobachtungen dazu, im Interesse unserer Gesundheit der ausgiebigen Ansbauung der Luft, Nebeneinander der und Drogenarbeiten eine Grenze zu setzen.

Ueber einen giftigen Fisch, den „Zauberfisch“ oder „Laff“ (*Synanceia verrucosa*), dessen Lebensweise früher nur wenig bekannt war, findet sich in Bredem's „Thierleben“ folgende interessante Schilderung: Er kommt vom Rothen Meer bis zur Götterbucht und ist einer der häßlichsten Fische. Bedeckt mit einer

schwaffen, wargen, sandt, welche die Körpertheile so verfaßt, daß man sie auf den ersten Blick noch unterscheiden kann, hat er mehr das Ansehen jener nachtheiligen Mollusken, die mit ihm dieselben Meere bewohnen. Die kleinen Augen sind wie das Mantl noch oben gerichtet, da der Rüssel sich immer auf dem Grunde auflüßt und, eingegraben in Sand und Schlamm, auf seine Beute lauert. Die Kiemenladungen sind flach, wenig wie eine Nadel und in eine dicke, schlaffe Haut eingepulvt. Das Thier wird 40 cm lang. Die Zauberröhre trägt, an ihren Seiten und Seegass verfaßt, unendlich auf dem Grunde, so daß der Fächer breiten sich nicht oder gerade wird, als bis er, auf zu streiten, die flache, plüschig aufliegen. Im freien Seegass, in der Abwärts fließen, die Zauberröhre hebt. Die Kiemenladungen sind nämlich Gitterwerkzeuge: sie sind auf jeder Seite mit einer feinen Fächer versehen, durch welche das in einer eiförmigen Nase befindliche Gifl hervortritt, wenn man außen ein Druck auf die Stacheln ausübt wird. In der Sübste ist der Zauberrüssel trotz seiner Kleinheit der Schreden der Eingeborenen. Die leiseste Berührung mit der Hand, die nach Schalthieren tastet, oder mit dem bloßen Fuße, der dem Mege folgt, verursacht den Fächern die stercklichen Schmerzen. Der „Mo“<sup>1</sup>, wie die Eingeborenen den Fisch nennen, liebt es auch, sich so weit in den Schlamm einzuhüllen, daß nur die Augen unbedekt und die Haufen, seinen Stacheln, auf dem Mege, auf dem Sande, sind. Er ist ein kleiner Fisch, auf sein Opfer, fälle, daß Menschen, die sich an seinen Fächern verunndeten, binnen kurzer Zeit harben, sind schon öfters vorgefunden.

**Aufberennung auf der Bühne.** In London haben sich seit einigen Tagen die Hallen des Drury Lane Theaters wieder geöffnet und unter den Aupicien des Allermittels-Stümlers Sir Aug. Harris findet, wie schon an anderer Stelle für erwähnt, auf seinen allgewichtigen Brettern ein — Wiedererkenntnis statt. Das Stüd heißt allerdings „The prodigal daughter“ („Die verlorene Tochter“) — da es aber — ein Melodrama allergewöhnlichen Schläges — nur den Rahmen für das Ereignis des Nennens abgibt, so geht es uns hier auch nichts weiter an. Das Nennen selbst findet sich in der That in der ersten Akt — nämlich im vierten — des Kamy — des Grand National — Breis dar. Wenn der Vorhang aufgeht, sehen wir den grünen Hofen vor uns, belebt von herrlicher Polizei, von Bootmännern, Wetzenden, kurz, allen typischen Figuren der Nennen. Alles bewegt sich in der feststarrangefestigten Unordnung und erfüllt die Luft mit einem Gebröl und Tumult, das einem die Haare zu Berge stehen könnten. Und dann legen zwölf wirkliche Pferde los, springen über Hecken, kreuzen einen Wassergraben und endigen das Nennen mit einem Sprung in der natürlichen Weise. Doch das ist nicht der eigentliche Höhepunkt der Veranstaltung, sondern der Beginn der eigentlichen Nennen, die sich nun nicht mehr entscheiden. Der Gewinner des mittelmäßigen Nennen mußte ein besonderes Pferd sein, und so erfordert er „Voluntary“, ein Pferd, das den Grand National wirklich vor acht Jahren gewonnen hatte und ließ ihn von einem weltbekannten wirklichen Jockey reiten. Die Vox populi gab Sir Harris in seiner Speculation auf einen großen Erfolg wirklich Recht. Ein Enthusiasmus und ein anwandelndes Beifallsgebrüll, wie es beim Anblick des Nenners losbrach, ist schwer, sich vorzustellen. Dieser Enthusiasmus, dem die Nennen, die sich nun nicht mehr entscheiden, psychologisch Problem auf, Barum dieser wohlbekannte Enthusiasmus für das „Heilige Abbild“ eines Chempions, das die meisten der Zuschauer in der Wirklichkeit geizen und jeden Tag beinahe aufs leichteste wieder sehen können?

Wenn das so weiter geht. Herr Döskopp kommt am Dienstag von der Sommerreise nach Berlin zurück, blickt auf das Thermometer und sagt: „36 Grad Celsius in der Sonne, wenn das so weiter geht, haben wir im Monat Dezember hundert Grad.“

**Verschiedene Temperamente.** Die sentimentale Frau Schulz fährt mit ihrem Gatten über Land und sieht eine Schafheerde auf dürrer Halbe grasen. „Ach, Nothe doch, Waldemar,“ seufzt sie, „wat machen die armen Lämmchen, wenn sie nicht mehr zu essen haben?“ — Schulz: „Sie roochen.“

Ein „reizendes“ Stilleben. Feinichmeder: „Ich muß mich doch gleich bei dem Maler dieses Wides erkundigen“. Kunsthändler: „Wollen Sie es kaufen?“ — Feinichmeder: „Nein, nur wissen, wo er diese vorzüglichen Gegenstände herbezogen?“

**Der besorgte Ehemann.** „Sag' mir, liebe Julie, du siehst jetzt einigen Tagen so traurig, so angegriffen aus — wie viel fehlt dir denn?“

**Kindlich.** Hänschen: „Papa, was ist ein Künstler?“  
**Vater:** „Wenn zum Beispiel einer gut malen kann.“ **Marg-**

Sie tröstet sich. „Was macht denn deine Mama, Elli, seit man ihr den werthvollen Spiz gestohlen hat?“ — „Ach, sie tröstet sich mit dem Baby.“

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

**Unterhaltungsblatt**

---

**Nr. 227.      Halle a. d. E., Mittwoch**

---

[2] **Die Rille**  
Eine Erzählung

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Mr. 227.

**Halle a. d. S., Mittwoch den 28. September**

1892.

[2]

## Die stille Margareth.

Eine Erzählung von J. J. David.

Während sie über die andern gestillt und gepaart ober gar in Abseid heimlicherten und unterwegs vielleicht die erbaulichen Weisen, die sie kaum gelernt, vor sich hinstangen, ging die stille Margarethe immerfort für sich und allein. Man war es von ihr nicht anders gewohnt, und an ihrer Gesellschaft lag auch keinem gar viel. Dennoch, und an ihrer Gesellschaft lag sich eben nur eine Gais lassen konnten, weil die ersten eigenen Grund braucht, auf denen man sie erudire. Nicht einmal ihre eigene Hütte besaßen die Eltern der stillen Margarethe. Die ganze zahlreiche Familie wohnte in einer Straße, die einen Raum, der oberdes kaum für die Menschen ausreichte, mußte auch noch den Viehstall aufnehmen, an dem der alte Pelar sich und den Seinen ein kümmerliches und schlechtes Brot zu gewinnen suchte. So gab es denn tagsüber immer ein großes Lärmen, und vielleicht davon war die Margarethe zu sehr abgelenkt und zu verschlossen geworden. Sie mochte, das laute Wesen um sich nicht aber vernemen. Darum nun galt sie für unruhig; sie war es auch keineswegs. Auch hatte sie früh für andere zu sorgen gehabt. Kaum daß sie zu gehen vermochte, so mußte sie die Ziege hüten. Dann und noch daneben war ihr die Sorge für jüngere Geschwister anvertraut worden, deren es bald kaum weniger gab, als sie selber Jahre zählte. Sie selber aber überließ man ihrem eignen Sterne; und so konnte sie denn dem Leben eigentlich nichts anderes, als Noth und Sorgen, und dachte kaum mehr, das könne anders sein oder werden.

Glück war sie nicht fähig und wußte das genau, ohne daß ihr Herz dadurch beirret worden wäre. Ihr lag wenig an den Menschen, denen sie den Umgang mit ihrem Thiere anzuvertrauen vorzog. Sie war das verdinglichste Kind des Stands; sie mit grauer Ähre war alles an ihr bis herab zum Fuß, das ihr, das gerne wie die in die Strich hing, bis sie's mit müder Hand daraus juridifizierte; die Harde des Geistes selbst, dann ihre Kleidung, weil sie fast nur ungleichliches Füllen am Körper trug. Nur zweierlei hatte sie, das geminnend war: ihre Stimme, die jumeist allerdings einen schlafenen und eintönenen, einen schier unerträglichen Klang hatte, wie sie ihn vom Einjuncmen der Kleinen her gewohnt war. Song sie aber, dann lag große Fülle und seltener Wohlklang darin, daß man sie aus allen heraushörte und sich die anderen fast wider Willen nach ihr richteten. Das Zweite aber war ihr Auge; es stand still in dem vergämelten Antlitz und glück an Harde dem Winterhimel, wenn ihn leiche Schneeflocken umhingen und ein abendnes Sternentlicht durchfließte, und wie dort oft geheime und räthselhafte Gluth aufflammte, die niemand zu deuten vermag, so betete ihr. Dann lag Seele auf ihren Zügen, nie aber so hart und so schön, als wenn Vater Felician erzählte oder vorjag und sie ihm stumm und selbstzerseßend horchte.

Es war überhaupt eigen, welchen Einfluß dieser Mann über sie gewonnen hatte. Freilich nicht allein über sie; vermehrte Andacht und festerer Zudrang beim Gottesdienste bezeugten bald das Ersprießliche und Klinge dessen, was er begonnen, und erfüllten ihn mit hoher Freude. Aber die stille Margarethe hing ihm wohl am meisten an; sie wußte es nicht, und ihre Gefährtinnen hatten es schon längst bemerkt, daß sie in seiner Nähe erdentlich verjüngt war. Man lachte heimlich darüber, über die Anbrunn, mit der sie ihm die Hand fies, und ließ sie dennoch gewähren, aus Freude am Späße, den man sich davon verheiß; aus Furcht vor ihrer Erregbarkeit, die durch ihre träumerische Ruhe nur seltener verhillt ward. Sie aber dachte kaum mehr an etwas Anderes, als Musik und den Priester, der sie in die Uebung dieser Kunst eingeführt hatte. Taß sie zu Hause, dann umhingen sie gependlich und nur ihrem Ohre vernehmlich Tönefiguren, immer neu und immer reizvoll. Sie sangen sie in den Schlaf, und an jede knüpfte sich ihr die Vorstellung eines bestimmten Menschen. In einem solchen der Stunde

auf Bergabfällen, war ihr Lager; und dort, in jenem Halbschlummer, der hellhöriger ist als das Wachen, spannt sie ihre Träume, freute sich, wenn ihr der tiefe und kräftige Mollston anflank, bei dem sie den Varrhern zu denken gewohnt war, ärgerte sich über die schrillen Töne, die ihr ihre einzige Feindin, die freche Schmied-Barbara, beibrachte. Das ging ihr so, bis sie darüber entschließ, und eigentlich war sie eine gute Zeit glücklich dabei.

Ulmälthig oder erwachte doch ein neues Bünchlein in ihr. Sie sah, wie gut es der Pfarrrer hatte, wie übel und kümmerlich trotz aller Arbeit es zu Hauje ging. Und sie war eigentlich eine Lust: man brauchte sie nicht mehr so recht. Spulen, nummehr ihr Hauptwert, konnte eine Jüngere auch, und Feldarbeit gab es keine zu verrichten, wo man nicht einmal im Ackerthor belästigt. Konnte sie nicht fort? Konnte sie nicht im Pfarrthor ankommen und Dienst und Erwerb finden? Die Hausfein, welche für Vater Felician die Wirthschaft führte, war alt und sehr mühsam, mit seiner Stellung hatte sie der junge Pfarrherr übernommen, und so wurde ihm denn sein eigener Hauje bei jedem Anlasse der Vorgänger als Mutter vorgebildet. Vielleicht brauchte sie eine frische Kraft für die größere Arbeit; vielleicht war ihr Gebieter ihrer gar müde, und froh, wenn ihn jemand von der Lasten befreite. Die stille Margareth bedurfte einer ziemlichen Frist, ehe sie alle diese Gedanken in sich zu Ende gebracht, denn sie war unerschüsslich von Natur und hatte niemanden, mit dem sie sich berathen konnte: nicht die Mutter, die sich nichts mehr Sorgen hatte als für ihre Arbeit und Plage, deren für sie zu viel war, nicht den Vater, der nur für seine Bebeere lebte, ewig schwieg, oder, wenn er ja einmal den Mund aufthat, mit einörmig-näheleher Stimme ein Kirchenlied absang oder über seine beiden Hinten sprach, auf die er stolz war und die ihn wichtiger bestritten, als Weib und Kinder, endlich nicht einmal eine Freundin. Und so sehr ihr dieser Plan unleuchtete und so verzeigend er ihr immer schien, sie konnte dennoch nicht recht zu einer Entscheidung kommen, und eine geheime Stimme warnte sie davor.

So hat sie lange genug in sich geschaut. In ihrem jüngsten Lebensjahr war Helican nach Alban-Strasza gekommen; sie näherte sich dem siebzehnten, als sie sich endlich auf dem Weg machte, und der wurde ihr lauer genug. Sie litt aberhaupt viel an Herzkopfen; und es mußte sie an jenem Februartage, auf der Straße stehend bleibend, abwarten, bis sich das stürmische Pochen in ihr bemißig. Endlich war sie am Ziele. Mit einem scheelen Blick ließ die Hausfrau das Mädchen, dem die Erregung ein ungewisses Noth in die fahlen Wangen getrieben, in das Zimmer des Pfarrers, der gerade über seiner Alban-Gottes-Predigt grübelnd auf und nieder ging. Er erschrak nicht bei ihrem Eintritt, sie aber überfiel ihr Leiden so heftig, daß sie daher, vor Erregung und Bängnis, ob ihr schicksalhaft Wunsch überaus empfindlich, weinen mußte. Sie schloß die Augen, und in dem Gemüth finden mochte ganz und gar keines Wortes mächtig war. So startete sie sich denn eine gute Weile vergeblich auf, schweigend an; endlich, als sie — wie er glaubte, vor Scham als Wiltende zu erscheinen — gar keine Miene zu reden machte, fragte er sie freundschaftlich: Willst du etwas von mir, Margarethe?" Sie blieb immer noch stumm; er aber: "Stehst es fälsch bei euch zu Hause? Ist wer krank? Oder soll ich sonst helfen?"

Da geriet er in Eifer: "So sprich! Ich habe gerade heute zu thun und sehe nicht ab, was du von mir willst, und er-  
rathen kann ich's wahrhaftig auch nicht!"  
Sie suchte zusammen vor seinen heftigen Worten und senkte  
die Augen, mit denen sie ihn bislang unterwandt und ernsthaft  
angelehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



„Ich kann alles“, hauchte sie. „Er müßte lächeln. Gut für dich! Aber ich sehe nicht ein, was ich davon habe.“

„Ich kann alles“, flüsterte sie zum andern male und noch nachdrücklicher, „alles, Hochwürden!“

„Nun, und was soll mir das?“

Sie empfand den leisen und gutgemeinten Spott schmerzlich. Aber sie bezwang sich noch, und füngend eines um das andere fuhr sie fort: „Ich kann lachen, weinen und nügen und was sonst nur von Arbeit ist: im Hause und auf dem Felde. Ich kann alles und thue alles gern. Hochwürden kann fragen im Dorf.“

„Ja, aber was geht das mich an? Ich will dich doch nicht dängen!“ rief er fast ärgerlich.

Ihr schenken die Thränen, mit denen sie lange genug gekämpft, in die Augen: „Nun eben, das ist's ja!“

Vater Felician erkannte ihre tiefe Bewegung und küßte das Bedürfnis, sie zu trösten. Er strich ihr das grau-blonde Haar, sagte ihre rauhe und unförmliche harte Hand. Sie beßte in sich zusammen und schloß die Lider bei der Berührung. Dann drückte sie einen beßigen Kuß auf seine Hand, und „Das ist's ja!“ flüsterte sie wieder mit ihrem leisen und fast flüchtigen Ton. „Niemand will mich dängen. Niemand braucht mich. Und zu Hause? Ja! Da find wir viele, so viele!“ Sie streckte geistig die Hände von sich und schloß gleich wieder nach seinen. „Nein, noch mehr find wir. Und wir bürgern alle. Eine weniger, hab' ich mir gedacht. Eine, die arbeiten möchte und es kann. Und Ihr könnt eine brauchen, Hochwürden! Nehmt mich zu Euch, um Christi Barmherzigkeit, nehmt mich!“

Er schüttelte mitleidig den Kopf: „Das geht nicht, Margareth!“

„Und warum nicht, hochwürdiger Herr? Wenn ich darum bitte und Sie mich wollen?“ Sie lachte in ihrer Seelenangst.

Er sah wohl, was sich in ihr begab, erkannte es schon daraus, daß sie seine Hand immer härter umklammert hielt. Aber daß ein Herz in seiner Verzweiflung zu ihm rief, das begriff er noch nicht. Nur seine Güte antwortete ihm, daß vielleicht darum wurde ihm die Entgegnung so leicht: „Es darf nicht sein, Margareth. Ich will sonst leben, wie ich euch helfen kann. Aber du bist noch zu jung für den Pfarrhof.“

„Zu jung?“ Sie hauchte. „Aber ich bin es nicht! Was hab' ich nicht schon alles arbeiten müssen! Probst's wenigstens mit mir! Lang' ich euch nicht, so jagt mich immer fort. Aber Probst's zuvor, aber...“

„Es darf nicht sein“, unterbrach er. „Du bist in anderem Sinne zu jung für mich. Es gäbe Anderen.“

„Ander? Was heißt das? Ah!“ Sie stöhnte, eine tiefe Flamme schlug ihr ins Gesicht, ließ seine Rechte los. „So... Und schleunig und wie gehst wendete sie sich zur Thür. Schütze dich Gott und seine Heiligen.“

Keine Antwort kam mehr. Während neue Gedanken sich in ihr stürmend erhoben, war die stille Margareth fort und eilte nach Hause. Die Wirtschaftlerin schnitt ihr im Hausflur ein höhnisches Gesicht, und sie schüttelte dafür zornig die Faust gegen ihre Widerjägerin. Ein ungeheurer Ingrimm, dem sie sich willens hingab, war in ihr. Und dabei sang Vater Felician's: „Du bist zu jung!“ in ihr unablässig nach. Noch begriff sie es nicht recht; aber das Wort gelte in ihr, eine Wetterglocke, die nicht schweigen wollte.

Die Margareth war in der nächsten Zeit wie ausgetauscht. So verträumt sie immer gewesen sein mochte, sie hatte früher geräuschlos, aber sicher im Hause geschäft. Das war vorbei; sie sah gern müßig. Dann wieder übernahm sie sich mit Arbeit. Sie sprach kaum mehr; stundenlang brütete sie mit einander gekramten Händen, während ihre Lippen unablässig zuckten. Danach lief sie wieder zu Walde um Halmholz. Einmal begegnete ihr der Pfarrer, wie sie ein Bündel Heißig schleppte, das einem Manne fast zu viel gewesen wäre. „Du hast zu schwer aufgaben, Margareth!“ rief er ihr zu. Sie antwortete nicht; nur mit feindlicher Trauer, wie ein Hund, den ein Fremder geschlagen hat, schaute sie ihn an und beulte sich desto mehr. Dabei am brach sie zusammen und war fast ohnmächtig von dem heftigen Pochen in ihrer Brust. Die Geiangsküde im Pfarrhofe hat sie nicht mehr betreten; in die Kirche ging sie nicht mehr und malte sich mit böser Schadenfreude Vater Felician's Verdruß über beides aus. Verwirrte hatten nichts; und wenn sie die Mutter schlug, in der Verzweiflung, das könne bemerkt werden und ihnen gekannt vergolten, so trug sie's kühn, oder es brachten so grimmige Schmähen gegen Gott und den Glauben aus ihrem Munde, daß die alte Belar erdarrt und Böses befürchtend, wenn sich das Mädchen etwas gar öffentlich zu vernehmen lasse, von ihm abließ und seines Dabeibehaltens sicher froh war. Aber hätte sie das Auge dazu beisehen oder vielmehr es nicht in Noth und Glend eingeblüht, dann hätte sie wohl bemerken müssen, wie sich etwas Fremdes und Unheimliches in ihrem Kinde begab. Die Alten waren zu müde von der Tagesarbeit, die Jugend schlief noch zu gut; so vernahm kein Feind ihr das viele Klagen und das gedämpfte Schluchzen, das sich Nacht für Nacht vom Lager der stillen Margareth erhob und erst in der Morgenfrüh zum Schweigen kam. Und dennoch rang die Unselige eigentlich immer noch gegen die Erkenntnis dessen, was sie bedrängte. . . . (Fortf. folgt.)

## Völkerschranken.

Novelle von Heinrich Bollrat Schumacher.

„Walder! Unteroffizier Walder! Mensch, sind Sie's denn wirklich?“

Der Angerufene fuhr herum und zeigte dem in elegantes Civil gekleideten Herrn, welcher mit ausgestreckter Hand auf ihn zuwies, ein von der Sonne gebräuntes, lebhaftes, nur etwas melancholisch angehauchtes Gesicht, über welches im nächsten Augenblicke ein Bliz freudigen Erkennens zuckte.

„Selbst!“

Die Freunde umarmten einander herzlich, um sich dann plötzlich wieder zu trennen und vor einer Anzahl alterer Herren tief zu verneigen, welche unter den Klängen der unweit aufgestellten Hadelwerke plaudernd den schattigen Bromendennweg von Bad Ems herankamen.

An der Spitze derselben schritt in stroffer, militärischer Haltung ein hochgewachsener, kahler Greis, der die ehrsüchtigen Griffe der zahlreichen, auf den Seiten des Baumganges lebendigen Basketten auf das Suddolische erwiderte, wobei ein freundliches, von Bergen kommendes Lächeln seinen milden und doch energiegelassen Jagen jenes weiblichen, unvergänglich lebenswürdige Gepräges gab.

Die Freunde schauten ihm nach, und des nummernigen Hauptmanns Augen schimmerten feucht.

„Jedenfalls, wenn ich ihn sehe“, sagte er mit zitternder Stimme, „muß ich des Tages von Ebnan gedenken, da er uns am dem Schicksale begrüßte. Welsch ein ergebender, stolzer Tag für ihn, und doch — bei aller Freude über den glänzenden Erfolg, wie viel tiefe, ehrliche Trauer über die großen Verluste und über das verlorene Blut spiegelte sich auf dem Antlitz des königlichen Siegers!“

„Gott hat ihn wunderbar begnadet, wie selten einen!“ entgegnete Walder, während er den lebhaften, fast verträumten

Gruß eines Herrn des Gefolges mit stummer Verneigung aus der Ferne erwiderte.

„War das nicht der Kultusminister, der Ihnen soeben zuwies?“ fragte Selbst, ein wenig erlöst.

„Erst nicht beiziehend.“

„Ich bin zu einer Konferenz herbeigeholt!“ erklärte er dann und fuhr, den fragenden Ausdruck im Gesicht des Freundes bemerkend, fort: „Ich habe nämlich die letzte größere Expedition in das Innere von Ostafrika als Nachmann begleitet, von der ich jetzt ungefähr zwei Wochen zurück bin.“

Der Hauptmann fuhr verblüfft zurück.

„Sie, Sie haben...?“ So fand Sie jener Professor Walder, dessen naturwissenschaftliche und geognostische Entdeckungen die ganze Gelehrtenwelt während des letzten Jahres in Atem erhalten haben?“

„Man hat diesen Kleinigkeiten wohl mehr Wichtigkeit beigemessen, als sie wirklich haben!“ bestätigte Selbst lächelnd.

„Aber — und das hat noch vor zwei Jahren während des Feldzuges Kund' gepuht und Wieder getriggert!“ rief Selbst aus.

„Wahrscheinlich, das nennt man Schicksalswechsel!“

„Daher“, sagte er nach einer kleinen Pause hinzu, „hab' ich auch überall vergebens nach Ihnen gesucht, nachdem ich von meiner Verwundung halbwegs wiederhergestellt war!“ — Sie stauen?“

— Ja, mein Lieber, gesucht hab' ich nach Ihnen, gesucht wie nach einem verlorenen Paradies. Warum?“ Das sollen Sie

selbst erfahren, falls Sie mit ein paar Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit schenken wollen!“

„Welche Frau?“

„Nun denn — ich schlage Ihnen vor, kommen Sie mit mir in mein Hotel, lieber Professor. Ich habe dort etwas für Sie, was Sie wohl interessieren dürfte!“

Eine halbe Stunde später saßen sie auf dem Balkon, der zu dem Zimmer des Hauptmanns gehörte, zwischen im Winde leise aufsteigenden Euphorantien und blühenden Topfgehäusen, einige Felsenrosen, leuchtenden Vorbeuren vor sich auf dem Tischchen.

„Denn“, hatte Selbst mit einem forschenden Blicke in Walder's Augen gemeint, „wir werden uns bei dem, was ich Ihnen zu sagen habe, in die färgeliche und doch wiederum aus so große Zeit zurückverlegen müssen, da wir beide Schulter an Schulter für die Erhaltung des Vaterlandes kämpfen. Und dieser Wein soll uns die Verbindung herstellen. Kommt er doch von drüben, und ich bin damals doch fast Rationalgelehrter für uns Deutsche werden zu wollen. Wie schawmen wir's förmlich darin!“

Walder's Gesicht war ein wenig bleicher geworden, nur seine Lippen hatten unter dem dunklen Barte gestaut.

„Ich habe keinen mehr getrunken, seitdem...“ seitdem...“ Er vollendete nicht. Wie oft schon, stieg auch heute wieder jener verhängnisvolle Abend in seiner Erinnerung herauf, da er weit unten im Feindeslande zwischen zwei Menschen geessen — angebeimelt wie fast lange nicht — und sein Glas voll ebensolchen Weines erhoben hatte, dem kommenden Weltfrieden zu grüßen.

„Weltfrieden!“

Und jene hatten mit angelassen und dennoch... in der ver-räterischen Nacht.

Er stieß sich über die verblühten Augen, aber er vermochte nicht jenes Bild hinwegzuweisen, das wieder in peinigender, beklemmender Deutlichkeit vor ihm stand, das Bild des jungen Mädchens zu seinen Füßen... im Schnee... im blutroth gefärbten Schnee... Blutroth wie der Fleck auf der Decke des Zirkens vor ihm, den er durch das gefüllte Glas zitternder Sonnenstrahl ergiebt!

Er stieß den Wein von sich, daß er über den Rand des Glases sich ergoß, und fuhr auf.

„Sie wollten mir etwas mittheilen?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Weißt, daß ihn die Worte loszureißen vermochten von den qualvollen Gedanken.“

Der Hauptmann hatte das Kommen und Gehen der Empfindungen auf dem Gesichte des Professors mit lebhafter Theilnahme beobachtet. Nun erhob er sich ädgernd.

„Es ist schwieriger, als ich dachte!“ meinte er sinnend. „Das beste wird ich, ich komme gleich zur Sache!“

Er ging in sein Zimmer und kehrte gleich darauf mit einigen Papieren zurück.

„Wie Sie sich vielleicht erinnern, lieber Freund“, erklärte er dann, „nahm unter Corps an dem Tage, welcher Ihrem Abreise in Beauville folgte, eine kleine Privatidentifikation vor, durch welche jedes Dorf auf den Linten Hügeln unserer Aufstellung geordnet, von dem Jägerbataillon wurde der 2. Jäger-Regimentsstabes dorthin verlegt, und der Jäger wollte es, daß kurz vorher der bisherige Adjutant des Obersten gefallen war und ich an seine Stelle berufen wurde. Wir haben uns dadurch getrennt; denn Sie waren zugewiesen, bei den Vorposten weit voraus auszubarren. Sie hatten mir während unseres letzten Zusammenseins am Morgen dieses Tages die Geschichte der vergangenen Nacht erzählt, als ich noch nicht wußte, daß ich jemals Gelegenheit haben würde, den Schauplatz und die handelnden Personen derselben kennen zu lernen. Um so größerer Interesse erhielt die Sache daher durch mein unerwartetes Kommando dahin. Ich beschloß, da ich trotz Ihres ausgeprochenen Jornes über den Verzicht dennoch ein tieferes Gefühl für jene Menschen bei Ihnen nachgenommen zu haben glaubte, im Stillen aufmerksam zu forschen und zu prüfen, ohne jedoch die Beistehenden irgendwie zu kompromittiren. Was doch die Gefahr war, daß dieselben durch das Bekanntwerden ihrer anfänglichen, wenn auch vielleicht nur hübsch klingenden oder georgnonten Beginnigung des Ueberfalls in einen Verzug verwickelt wurden, dessen Ausgang bei untern strengen, wenn auch gerechtfertigten Kriegsgefehen nicht nur schwer überprüfbar, sondern unter allen Umständen: auch unangenehme Folgen nach sich ziehen mußte. Ich suchte daher unverzüglich die Befanntschaft des Herrn Hamelin zu machen.“

Selbst hielt einen Augenblick inne, um den Eindruck seiner Worte auf den Freund zu beobachten. Walder sah schwer athmend vor ihm, und seine Augen hingen mit brennender Spannung an den Lippen des Erzählers.

„Es gelang Ihnen?“ Sie sahen ihn?“ stieß er ungeduldig heraus.

Der Hauptmann nickte vor sich hin. „Es war so, wie er es sich gedacht hatte; Ernst Walder hatte Jeanne Hamelin noch immer nicht vergessen!“

„Ich ließ mich bei ihm melden, wurde jedoch erst angenommen, nachdem ich Ihren Namen genannt hatte. Ein geborener Mann umging mich mit Thränen in den Augen, ein Vater, der um das Leben seines einzigen Kindes bangte.“

Der Professor barg das Gesicht in den aufgestrichenen Händen, dann machte er eine hastige Bewegung, mit der er den Hauptmann zum Fortfahren aufforderte.

„Hamelin führte mich an das Lager seiner Tochter. Sie er-

kannte ihn nicht, sie lag in heftigen Fieberphantasien, in denen sie die ganze vergangene Nacht mit all ihren Gedanken und aufsteigenden Kämpfen noch einmal zu durchleben schien. Und endlich blickte sie die Arme wie voll Schmach weit aus, wobei sie Ihren Namen rief, Vergebens! Sie kamen nicht, und mit einem Schmerzensschrei sank sie bewußtlos zurück.“

Wieder schwebte er, und geruame Zeit verstrich tiefe Stille unter den Euphorantien. Nur die leisen, fast gebauchten Accorde der fernen Musik drangen herein und das Summen der Käfer, die in der hereinbrechenden Abenddämmerung um die Wunden der Wunden vor dem Hotel schwärmten.

„Eine Wunde löste Walder das Gesicht aus den Händen. Seine Augen hatten wie verloren in die Gluth der untergehenden Sonne.“

„Und dann...?“ fragte er und wandte dem Fremde halb den Rücken. Dessen theilnahmsvoller Blick that ihm weh.

„Der alte Mann war wie von Sinnen. Er zermarterte sich das Hirn, um ein Mittel zur Rettung seines Kindes zu finden.“

„Umsonst. Zwar hatte unter Stabsarzt schon am Morgen auf seine stehenden Wunden die Kranke blickt, die Kugel aus ihrer Verwundung angesetzt: Meist jedoch konnte er nicht thun. Seine Wunde war in den fliegenden Lazarets unserer Gefechtsfelder zu nöthig, als daß er länger hätte verweilen und die Kranke beobachten können. Und so sah sich der verzweifelte Vater dem ausbrechenden Nervenfieber der Tochter gegenüber allein gelassen und hilflos; waren doch aus jener von der sah herein-gebrochenen Kriegesfurie überallhin Gegend mit den übrigen Verwundeten auch die klandigen Lärze in die größten Städte gewichen.“

„Sie waren dort wohl auch am Plage, und dann — über Nacht in jenen heißen Tagen nach einem Weingegeben, um täglich mit einem einzigen Schlage oft Tausende fingerst wurden!“ Der Unglückliche that mir aufdrücklich leid, aber konnte ich ihm helfen? Er sah es ein, aber — merkwürdig! — wie der Ertrinkende an den Strohhalme, so flammerte er sich mit jähler Hartnäckigkeit an den Gedanken, bei Ihnen allein, Walder, sei Rettung!“

Der Professor fuhr herum.

„Bei mir?“

„Aber von Selbst nicht.“

„Ich habe ihm erzählt, was er noch nicht wußte, daß seine Tochter auf ihrer nächsten Fahrt von St. Mans nach Beauville von Ihnen aus den Händen von Marodiers gerettet worden sei. Nun mit einem Male erkläre ich ihm alles in einem andern, ganz neuen Blicke. Und ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben.“

„Eine Zweifel hatte Jeanne für Sie ein viel tieferes Interesse gehabt, als dasjenige ist, welches man sich gewöhnlich einem Freunde entgegenbringt, auch wenn derselbe einmal aus einer guten Nacht geleidet hat. Das junge Mädchen liebte Sie; daher ihr gewaltiger, innerer Kampf, als sie zu Ihrem Ver-derben beistehen sollte, daher ihr schließliches Zurückweichen von dem angefangenen Werke — in den Augen ihrer Landsleute ein Verrath am Vaterlande! Dann kam die Katastrophe zwischen Ihnen und dem Führer des Francitrevs — es war zu viel für die schwachen Kräfte eines Weibes! Und so erlag ihr Körper weniger der Wunde, als dem Ansturm dieser wechselvollen Seelenregungen.“

Walder seufzte tief auf. „Und ich“, sagte er dumpf, „bin im Jörn und Groll von ihr gegangen!“

„Der Vater“, fuhr Selbst fort, „flammerte sich, wie gesagt, an den Gedanken, daß Sie allein im Stande seien, die Kranke zu retten. Ihre bloße Gegenwart würde hinreichen, um das Fieber zu beruhigen. Alle meine Bemühungen, ihm diese Idee aus-zureden, waren vergebens, so daß mir schließlich nichts übrig blieb, als seinen Willen zu willfahren, die dahin gingen, Sie zu einem, wenn auch nur vorübergehenden Aufenthalt in Beauville zu bewegen. Er gab mir einen Brief für Sie...“

„Hier ist er.“

Er reichte eines der Papiere dem Professor, der es hastig überflog.

„Ein verzweifelter Vater fleht zu Ihnen um das Leben seines geliebten Kindes. Denken Sie an Ihre eigenen Eltern und kommen Sie, kommen Sie! Kommen!“

„Der Brief gelangte nicht in Ihre Hände“, erzählte der Hauptmann weiter. „Auf meinem Wege zu Ihnen durch die Vorpostenlinie wurde ich in ein Gefecht verwickelt und schwer verwundet.“

„Wochen folgten, in denen ich nichts von mir, nichts von der Unkenntnis wußte. Meine Wunde war äußerst gefährlicher Natur, man räumte mir alles am dem Wege, was mich hätte erretten können. Sie selbst waren mich lange Zeit auf nichts, was damals vorausgegangen war. Erst an dem Tage, da ich mich zum erstenmal wieder freier bewegen durfte, fiel mir der Brief ein.“

Er befand sich noch in der Wundheilung des blutgetränkten Uniformrockes, den ich an jenem Morgen getragen hatte. Und nun kehrte mich die Erinnerung völlig zurück. Ich machte mich die bittersten Vorwürfe, daß — allerdings ohne mein Verschulden — die drängende Aufforderung Hamelin's nicht ausgeführt worden war. Dann tauchte die Hoffnung in mir auf, daß vielleicht doch noch nicht alles verloren sei. Aber — war der Selbst-